

Lieber Frank, liebe Kolleginnen und Kollegen,

vielen Dank! Meine griechischen Freunde sind jetzt endlich bereit, mich als eine der ihren anzuerkennen – so ein Ring mit einem Omega obendrauf, das ist ja schwer zu toppen.

Aber auch sonst ist diese Anerkennung etwas ganz Besonderes.

Dass sie von dir kommt, Frank, ist in doppelter Hinsicht bedeutsam, weil ich erstens deine Arbeit sehr schätze und du zweitens mit schuld bist an meiner Entscheidung, den Schritt ins Übersetzer-Prekariat zu wagen: Du warst einer der beiden Leiter meines allerersten Übersetzerseminars, 1998 in München, eines Seminars zum Thema Übersetzungskritik mit 5 Übersetzern, 5 Lektoren und 5 Kritikern, die sich 5 Tage lang erstaunlich friedlich ausgetauscht haben. Ich war als Lektorin dabei, und damals glaubte ich noch, Lektoren seien dazu da, für Ordnung zu sorgen. Nach dieser knappen Woche war mir dann klar, dass wir alle miteinander, Übersetzer, Lektoren und Kritiker, dazu da sind, für Unordnung zu sorgen. Wobei die Übersetzer gewiss die größten Unruhestifter sein dürfen, müssen, sollen, wollen ... oder sollen wollen? Das ist vielleicht eine Frage der Haltung.

Zur Zeit des Seminars bei Frank war ich täglich damit beschäftigt, Übersetzungen zu redigieren, und täglich wuchs mein Neid auf die Übersetzer, weil mir immer wieder vor Augen geführt wurde, dass sie diejenigen sind, die den Text gestalten. Doch ehrlich gesagt rührte mein Neid auch daher, dass mir bei meiner Arbeit so viele schrullige, kapriziöse Gestalten begegneten, während ich einen Verlag repräsentierte und irgendwie vernünftig zu sein hatte, und immer öfter dachte ich: So wie die will ich auch sein.

Ich will hier nicht hinterfragen, wie erfolgreich diese Metamorphose war. Eher frage ich mich – im Angesicht des Rings geht das ja gar nicht anders –, was für eine Verantwortung damit verbunden ist. Mein Mann, der alle meine Manuskripte liest und ausführlich kommentiert, hätte darauf vielleicht eine Antwort, denn hin und wieder höre ich von ihm so Sachen wie: „Ich finde das nicht in Ordnung, dass der schon auf

Seite 71 stirbt, das musst du ändern.“ Wer weiß, vielleicht ist unsere Verantwortung noch größer, als wir dachten.

Vielleicht ist Verantwortung aber auch ein zu großes Wort oder zu starr oder zu ernst, und es geht vielmehr um Lust, um die Frage: wieso also dieser Schritt zum Übersetzen? Was reizt mich daran? Ich bin täglich aufgefordert, die deutsche Sprache zu beunruhigen, sie aufzustören, zu bedrängen. Das reizt mich.

Übersetzung ist eine Anmaßung, eine Unverschämtheit, ein Stachel (ich hoffe, es wird nicht als pietätlos empfunden, wenn ich mich auf diesem Wege Hieronymus annähere) mit anderen Worten, eine große Bereicherung. Jenseits aller Theorien und Philosophien, jenseits aller Fragen nach Eingemeindung oder Verfremdung: Wir holen nun mal das Fremde in unsere Sprache, und das ist nicht unsichtbar. An uns wird ja gern der Anspruch herangetragen, Hüter unserer Sprache zu sein, die Tradition zu wahren, das Deutsche gegen die allgemeine Verwahrlosung zu schützen, nur was heißt das? Was ist Tradition, welche Tradition? Als Übersetzerin höre ich darin eine Aufforderung zur kreativen Kontamination der deutschen Sprache. Zu Bewegung, Veränderung, Neugier.

Für uns Englisch-Übersetzer zum Beispiel heißt das natürlich gerade nicht, Amerikanismen in die deutsche Landschaft zu pflanzen, sondern den Geist zu übertragen – das Spielerische, den Rhythmus, die Ironie, die Frechheit, Neues zu erfinden und Bestehendes auf den Kopf zu stellen, eben nicht sehnsüchtig dabei zuzugucken, was das Englische alles kann, denn es ist ja so flexibel und virtuos, das geht leider im Deutschen gar nicht, das lässt unsere Sprache nicht zu. Bullshit, mit Verlaub. Die Sprache tanzt nicht von allein, das machen schon ihre Sprecher.

Aber das macht auch Angst, mir jedenfalls, und zwar nicht zu knapp. Und was bin ich froh, dass es diesen regen Austausch mit Kollegen gibt – hier in Wolfenbüttel, in Seminaren, die mich zum Teil überhaupt erst darauf gebracht haben, das Deutsche derart zu fordern, es herauszufordern, in der Hamburger Englischgruppe, die sich, wenn ich richtig gerechnet habe, seit siebzehn Jahren jeden Monat trifft, um laufende Projekte zu besprechen, mit Kolleginnen, die auch im größten Stress zur Stelle sind,

wenn es brennt, mit Lektoren, mit denen ich, glaube ich, einfach großes Glück habe, und dann noch mit Menschen, die nicht aus dem Kollegenkreis stammen, Experten und Muttersprachlern, die einfach so – denn bezahlen können wir sie ja nicht, wovon denn – viel Zeit und Energie aufwenden, um an einem Buch mitzuarbeiten.

Und der Ring symbolisiert für mich diesen Rückhalt, den unverzichtbaren Austausch, und wenn ich ihn als Aufforderung begreife, weiter zu suchen und die deutsche Sprache weiter zu zippeln und zu kitzeln, nehme ich ihn mit großer Freude und Dankbarkeit an.

Ich möchte noch eine kurze Passage lesen, aus dem von Frank bereits erwähnten irischen Roman von Eimear McBride, *Das Mädchen ein halbfertiges Ding*. Lesen möchte ich daraus, weil mich vielleicht noch kein Projekt so sehr beschäftigt hat und weil es meiner Übersetzerlust und meiner Übersetzerangst so entgegenkommt – man könnte andererseits auch sagen, sie zum Selbstgänger macht, denn die Bücher, die ich übersetze, lassen zum großen Teil gar nicht zu, dass man da irgendwas in Ruhe lässt ... Sie sind inhaltlich wie stilistisch geprägt von äußerst unsanften Grenzüberschreitungen. Ich kann mich jetzt natürlich fragen, wieso mir Verlage nur Gewalt und Sauereien ohne Verben zum Übersetzen anbieten, vielleicht will ich das aber auch gar nicht so genau wissen.

Einer der zuvor erwähnten Helfer sagte mir, als wir über dieses Buch sprachen: Wenn ein Ire Englisch spricht, hörst du immer eine zweite Sprache darunter, die sich durchgräbt, die raus will; dasselbe gilt für die anglo-irische Literatur. Joyce, Beckett: Das ist die Rache der Iren am Englischen.

So schleppt jede Sprache ihr Gepäck mit sich. Ich habe Übersetzen einmal als Notwehr bezeichnet – was auch immer das heißt ... Und als Heimat. Das schließt sich nicht aus.